



Gottschalk



Matt



Nowitzki, Partnerin



Bühlbecker (mit der Schauspielerin Paz Vega)



Schauspielerin Maria Furtwängler, Springer



Gebrüder Samwer

Wohlhabende Deutsche: Vermögen ist Komfort- wie Tabuzone gleichermaßen geworden

Im Reich der Reichen

Über Armut in Deutschland weiß man gut Bescheid. Aber wie lebt das oberste Prozent der deutschen Gesellschaft? Und wie schaut man dort auf die zunehmend kapitalismuskritischen 99 Prozent darunter? Eine Reise in die Welt des Geldes.



Richter

BONNS / MOMENTPHOTO.DE

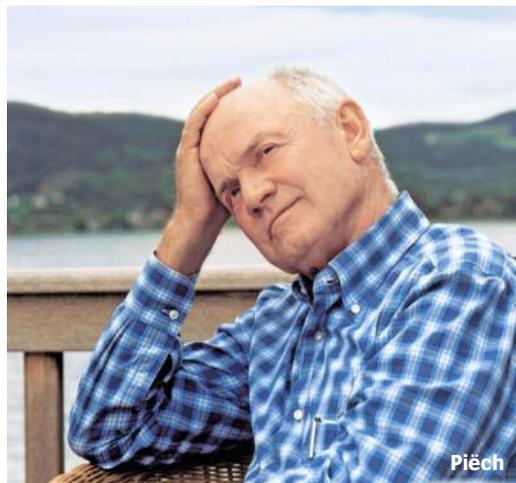


Piechow

TIM WEGNER (L.), STEFAN PIECHOW (R.)



Würth



Piëch

VOLKER HINZ / PICTURE PRESS / STERN



Klatten, Ehemann

S. GARMANN / BABYPICTURE (L.); TIM WEGNER (R.)



Dommermuth

„Geld verändert die Persönlichkeit.“

CHARLOTTE ROCHE

Es war einmal ein Kerl wie eine Eiche. Der lebte hinter den sieben Bergen, also sogar südlich von Garmisch-Partenkirchen. Dort, im Schatten des Wetterstein-Massivs, laufen sich nicht einmal Fuchs und Hase zum Gute-Nacht-Sagen über den Weg, derart opulent und weitläufig ist die Natur.

So fangen Märchen an, in denen die Hauptakteure bekanntlich entweder bettelarm sind oder stinkreich. Dietmar Mül-

ler-Elmau kennt beide Zustände, glücklicherweise in der angenehmeren Abfolge.

Seine erste Frau schenkte ihm drei Kinder, die in finanziell arg überschaubaren Verhältnissen aufwachsen mussten. 1000 Mark pro Monat – mehr war mitunter nicht da während seiner Studentzeit. Dann verdiente er plötzlich viele Millionen und bekam mit seiner zweiten Frau drei weitere Kinder, die nun im Fünf-Sterne-Superior-Luxus groß werden – beheizter Roof-Pool, 220 Angestellte und Familien-Porsche Cayenne auf dem knirschen-den Kies vor Papas Hotel inklusive.

Welche seiner sechs Sprösslinge werden später auf die glücklichere, die unbeschwertere Kindheit zurückschauen? Die armen drei oder die reichen?

Dietmar Müller-Elmau sitzt in der Bar seines Schlosshotels. Der Kamin knistert. Die Dedon-Liegen auf der Terrasse verdunkeln sich, denn die Sonne verschwindet langsam hinter den Berggipfeln. Viele Stunden lang hat der 57-Jährige nun erzählt. Eine wilde Familiengeschichte voller Wahn und Hass und Suche nach Sinn. In dieser Geschichte werden bürgerliche Ideale ebenso missbraucht wie höhere

Töchter, und gegen Ende geht fast alles in einer Feuersbrunst unter, wie man noch sehen wird. Aber jedes Mal wenn Müller-Elmau auf ein so schönes Sujet wie Geld angesprochen wurde, schaute er, als hätte sein Gegenüber nicht alle Glocken im Turm.

Dabei ist deutscher Reichtum auf Schloss Elmau allgegenwärtig. Er füllt die Tiefgarage mit Geländewagen-Kolonnen von BMW bis Range Rover. Und er bevölkert die abendlichen Konzerte und Lesungen. Hier treten keine oberbayerischen Trachtengruppen auf, sondern Kulturgrößen wie Gidon Kremer oder Peter Sloterdijk. Diesen Luxus gibt es sogar gratis, nur der Rest hat seinen Preis. Aber selbst der Blufin-Thunfisch an Reismilch und Algensud als Vorspeise im sternengekrönten Kellerrestaurant ist wirklich jeden seiner 31 Euro wert.

Das Geld flaniert in Tweedsakko durch die Salons oder döst im 3000 Quadratmeter großen Spa, das Müller-Elmau selbst noch nie besucht hat aus schierer Angst, ihm könnte irgendein Detail doch nicht gefallen, so dass er alles wieder umbauen müsste. Das Geld in Schloss Elmau ist nicht laut, protzt selten, und eigentlich ist kaum ein anderer so geeignet, über deutschen Reichtum zu sprechen, wie der Herr über diese kleine, große Welt.

Einerseits, weil er selbst Multimillionär geworden ist. Andererseits, weil er heute mit seinem Hotel das Vermögen anderer Millionäre umschmeichelt.

Reichtum aber ist eine komische Sache in Deutschland, Komfort- und Tabuzone gleichermaßen. In der durchökonomisierten Gesellschaft ist Geld zwar der Maßstab für fast alles geworden, zugleich aber als Messlatte verdächtiger denn je.

Folglich will, wer wirklich Geld hat, selten darüber sprechen. Es gibt Millionäre in Deutschland, die derart inkognito leben, dass nicht einmal ihre Nachbarn in der Mietskaserne von ihrem Schicksal wissen. Manchen ist ihr Vermögen entweder peinlich, oder sie haben es satt, sich dafür zu rechtfertigen.

Wieder andere fürchten sich vor dem wachsenden Neid derer, die weniger haben, zu denen auch das Gros der Politiker, Soziologen und Medienleute gehört. Die Debatten über Verteilungsgerechtigkeit machen das nicht einfacher.

Denn seien wir ehrlich: Sobald hierzulande von Reichtum die Rede ist, fühlen sich viele Journalisten bemüßigt, ihn misstrauisch bis höhnisch einzubetten. Weil sie denken, sie seien das ihren Lesern schuldig. Weil es ja tatsächlich Abzocker, Neureichenkarikaturen und Unsympathen gibt. Und weil es ziemlich leicht geworden ist, auf Wohlhabenden herumzukloppen. Sie wehren sich kaum noch.

Es hatte schon etwas rührend Scheinheiliges, als kurz vor Weihnachten ein „Zeit“-Reporter – als obdachsuchender



Hotelier Müller-Elmau: „Ich wollte nicht, dass mir irgendjemand je wieder sagt, was ich

Josef verkleidet – mit einer Schauspielerinnen-Maria durch Kronberg im Taunus schlurchte. Ihr Ziel: im Feierabendrefugium der Frankfurter Hochfinanz knallhart zu dokumentieren, dass man ihnen dort nicht gleich den Gästeflügel freiräumt, wenn sie an den videoüberwachten Eingangstoren klingeln.

Der Erkenntniswert des Reports war begrenzt. Denn wie würden die Bewohner von sogenannten sozialen Brennpunkten wie Berlin-Marzahn oder München-Hausenberg auf einen zerlumpten „Zeit“-Re-

Das Eliten-Bashing funktioniert reibungslos. Nur: Wer sind diese Wohlhabenden überhaupt?

dakteur reagieren? Aber die Aktion zeigt auch, wie schlicht und reibungslos Eliten-Bashing mittlerweile selbst für eine großbürgerliche Leserschaft funktioniert.

Nur: Wer sind diese Reichen überhaupt? Woran glauben sie? Was treibt sie an, und wie sehen sie den Rest der zunehmend kapitalismuskritischen Republik?

Also wird es Zeit, eine andere Reise zu unternehmen, eine, die das Gespräch mit diesem Reichtum sucht. Deshalb star-

tet der SPIEGEL eine vierteilige Reise in die Welt des Geldes, zu deutschen Millionären und Milliardären, zu jungen und alten Erben, buntschillernden Boulevardvögeln, kauzigen Unternehmern ebenso wie angestellten Top-Managern.

Da wird ein Unternehmer von seinem skurrilen Hobby berichten, in den Straßen Berlins Pfandflaschen zu sammeln. Da wird sich einer der mächtigsten Aufsichtsräte der Republik als scharfer Bankkritiker outen. Und ein junger Milliardär wird erstmals öffentlich durchrechnen, was von einem Bruttofirmengewinn von 250 Millionen Euro bei ihm überhaupt ankommt.

Es ist eine Reise, die in den angestammten Enklaven des Reichtums beginnen könnte, in den rhododendrenbewehrten Villen in Hamburgs Elbvororten oder rund um den Starnberger See, in Essen-Bredeney, dem Berliner Grunewald oder eben in Kronberg.

Die Leben dort ähneln sich durchaus. Wenn man den Erzählungen von Personal und Bewohnern glauben darf, bieten all diese Luxusnischen ihren Bewohnern ein einzigartiges Heimat- und Wir-Gefühl. Man kennt eben auch all die Leute genau, die man nicht kennen möchte. Andererseits werden die goldenen Käfige von ihren Bewohnern durchaus als solche wahrgenommen.



MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

wert bin“

Man gönnt sich drei Kinder oder mehr, die alle dasselbe Gymnasium besuchen, nebenher Hockey spielen und Cello oder Klavier. Studieren werden sie in England oder in den USA. Die Hausherrinnen kasteien sich derweil, um in die Size-Zero-Jeans zu passen, wenn sie mit dem Geländewagen zum Einkaufen fahren. „In Deutschland sterben die Armen an Übergewicht, die Reichen verhungern eher“, schmunzelt ein Seelsorger.

Der Ton der Reichen ist (selbst)ironisch distanzierend. Man schützt sich damit quasi vor sich selbst und vor den Schattenseiten des eigenen Schicksals. Denn natürlich gibt es hier alles, was es anderswo auch gibt, nur mit anderen Vermögensvorzeichen: wohlstandsverwahrloste Kids, Drogenkonsum, kaputte Ehen. Und wenn der Patriarch das Hausmädchen schwängert, ist das größte Problem, dass die Schwarzarbeit der kleinen Ecuadorianerin auffliegen könnte.

Soweit die Klischees, die sich in der Wirklichkeit allesamt wiederfinden lassen. Doch Reichtum ist auch ganz anders, und das weitaus raffiniertere Versteck des Geldes ist die Masse geworden. Nun sitzt es auch in Berlin-Mitte, wo Christiane Kofler (frühere zu Salm, geborene Hansen) lebt, die mit dem Verkauf ihrer Anteile an dem Schmuddelsender Neun Live zu Vermögen gekommen ist, das sie heute in Kunst

investiert. Das Geld lebt sogar überm Gärtnerplatz mitten in der Münchner Innenstadt, wo der FC-Bayern-Kicker Bastian Schweinsteiger komfortabel wohnt.

Überhaupt waren Deutschlands Reiche nie zuvor eine derart bunt zusammengewürfelte Truppe. Die finanzielle Oberschicht reicht von Sportlern wie Sebastian Vettel oder Dirk Nowitzki (beide mit einem geschätzten Jahreseinkommen von rund 16 Millionen Euro) bis zu Comedy-Millionären wie Mario Barth und international gehandelten Künstlern wie Gerhard Richter oder Anselm Kiefer.

Vom VW-Dirigenten Ferdinand Piëch über Unterhaltungsgröße Thomas Gottschalk (ARD) bis zu Hermann Bühler (Lambertz), der gern „Printen-König“ genannt wird.

Noch nie konnte man in Deutschland so schnell reich werden wie heute – als Sportler, TV-Star, Unternehmensgründer. Wahre Internet-Reiche sind zum Beispiel die drei Brüder Oliver, Marc und Alexander Samwer. Sie haben mal das Online-Auktionshaus Alando eröffnet – und an Ebay verkauft. Sie haben die Klingeltonklische Jamba gegründet – und verkauft. Sie sind an Groupon beteiligt, bei Facebook ein- und mit Gewinn wieder ausgestiegen. Sie haben StudiVZ an den Holtzbrinck-Verlag abgegeben, als das Netzwerk noch für ein großes Ding gehalten wurde. Zurzeit freuen sie sich über ihre Beteiligung am Webshop Zalando.

Daneben gibt es die alten Verwalter noch viel älteren Geldes, die sich zunehmend weiter verzweigenden Dynastien der Oetkers in Bielefeld und Berlin oder der Haniels in Duisburg, schnell zu Wohlstand gekommene Banker wie Alexander Dibelius (Goldman Sachs), aber auch Legionen von Erben, die das Geld entweder verbrennen oder zu mehr versuchen – von der Kunstsammlerin Julia Stoschek (Autozulieferer Brose) über Susanne Klaten (BMW) bis Friede Springer.

Nicht mal ein Vermögensverwalter wie Christian Freiherr von Bechtolsheim, der



MARTIN LEISL / VISUM

Vermögensverwalter Bechtolsheim
„Reiche erkennen? Keine Chance“

in den gediegenen Büros seines Family Office Focam in München und Frankfurt am Main für ein paar Dutzend deutscher Erben Milliarden verwaltet, kann dieses Geld noch erspüren. Zwar traut er sich zu, einen maßgeschneiderten Anzug von Stangenware unterscheiden zu können. „Aber Reiche erkennen? Keine Chance.“

Das fängt schon in seiner eigenen Familie an. Vetter Andreas, der vor der Ewigkeit von 30 Jahren die Firma Sun Microsystems mitgegründet hat, wuchs auf einem Bauernhof am Ammersee auf. Dank Sun und weiterer kluger Beteiligungen wie an Google gilt er heute als mehrfacher Milliardär. Es gibt viele ähnlich verrückte Geschichten.

Wer weiß schon, dass der Internet-Milliardär Ralph Dommermuth aus Montabaur den vier Vorstandskollegen seiner United Internet AG mal je einen Ferrari geschenkt hat, seinem Sohn aber nur 5000 Euro als Unterstützung fürs erste Auto gönnte, damit der nicht überschnappt? Oder wie der Hamburger Werber Jean-Remy von Matt auf seinen Sozialneid-Slogan „Mein Haus, mein Auto, mein Boot“ kam?

Er hatte die Szene bei einem Klassentreffen erlebt. Damals demütigten ihn, den kleinen Werbetexter, seine bereits arrivierten Schulfreunde. Jahre später machte Matt aus der Begebenheit einen Werbespot für die Sparkassen, weil er sich über die Protzerei so geärgert hatte.

Die Reichen der Republik können viele solcher Geschichten erzählen. Sie tun es aber selten, weil sie sich schnell missverstanden fühlen. Weil sie spüren, dass das Klima rauer geworden ist im Land. Weil spätestens seit der Occupy-Bewegung nicht nur die Finanzmärkte, sondern auch die Ideen der Marktwirtschaft als solche zur Disposition gestellt werden, selbst in den USA, wo Reichtum bislang als beruhigendes Indiz dafür galt, dass Leistung sich lohnt und jeder es schaffen kann.

„Bisher hat der amerikanische Traum wenig Raum für Sozialneid gelassen. Neuerdings ist dort aber eine klare Auseinandersetzung zwischen Arm und Reich in Gang gekommen“, beobachtet Hilmar Kopper, ehemaliger Chef der Deutschen Bank. Alan Greenspan, einst Kopf der US-Notenbank und sozialistischer Umtriebe eher unverdächtig, warnt schon vor einer durch zu viel Ungleichheit provozierten „nationalen Krise“.

Wachsende Differenzen zwischen Oben und Unten können soziale Spannungen provozieren. Spannungen können die Wirtschaftskraft eines Landes schwächen und das Vertrauen in die Politik untergraben. Es muss ja nicht gleich eine Revolution daraus werden, wenn gleich die Krawalle in England oder in den Pariser Vorstädten zeigten, wo und wie sehr es brodelt.

Auch in Deutschland wächst diese Kluft, aber wirklich extrem öffnet sie sich

in den USA. Etwa jedes vierte Kind ist dort auf Lebensmittelmärkten vom Staat angewiesen. Knapp 13 Millionen Menschen sind ohne Job. Dass die Arbeitslosenzahlen zuletzt leicht sanken, dürfte auch damit zu tun haben, dass viele sich bei den Ämtern gar nicht mehr melden.

Derweil haben Amerikas Superreiche derart kraftvoll zugelegt, dass der Harvard-Ökonom Richard Freeman von einem „neuen ökonomischen Feudalismus“ spricht. Vor 20 Jahren war man an der Wall Street mit einem Einkommen von zwei, drei Millionen Dollar ein Held. Heute verdienen manche Hedgefonds-Manager dort 200, 300 Millionen Dollar pro Jahr. Und wenn Mark Zuckerberg demnächst Facebook an die Börse bringt, dürfte das Aktienpaket des 27-Jährigen bis zu 28 Milliarden Dollar wert sein.

Weil solche Summen niemandem mehr zu vermitteln sind, schottet sich die neue Elite nicht nur im eigenen Land ab, sondern sucht Gleichgesinnte allenfalls noch auf den ökonomischen Gipfeln anderer Länder. Man trifft sich zum Skifahren in Aspen oder zum Welttrotten in Davos. Einem Milliardär in den Hamptons ist einer in Guangdong oder Moskau bisweilen näher als sein eigenes Personal zu Hause.

„Die kulturellen Bindungen zwischen Superreichen und dem Rest der Welt fransen auf beiden Seiten aus“, glaubt die US-Autorin Chrystia Freeland. In einem Artikel für das Magazin „Atlantic“ warnte sie vor einer „neuen Plutokratie“. Die Folge: Über alle Sprach-, Glaubens- und Bildungsgrenzen hinweg formieren sich schwerreiche globale Nomaden zu einer neuen Art letztlich unangreifbarer, weil virtueller Nation, denn auch in China, Indien oder Russland kumulieren unglaublich wenige Gewinner ungläublich viel Geld.

Das ist überall dort besonders gefährlich, wo dieses Geld Medien kaufen kann, Justiz oder Politik. Aber das Phänomen der chronisch reicher werdenden Reichen ist eben auch im scheinbar gefestigten Deutschland zu beobachten:

► Noch nie gab es hierzulande so viele Wohlhabende wie heute. Allein knapp 17 000 haben laut letzter Zählung ein Einkommen von mehr als einer Million Euro jährlich. Von 830 000 Vermögensmillionären zwischen Sylt und Garmisch gehen Statistiker aus. Der „Global Wealth Report“ der Beratungsfirma Boston Consulting zählt aktuell 839 deutsche „Ultra-high-net-worth-households“. Das sind Haushalte mit einem Vermögen von mehr als 100 Millionen Dollar. Die Bundesrepublik rangiert damit auf Rang zwei, hinter den USA, vor Saudi-Arabien.

► Noch nie waren die Reichsten derart reich wie 2012. Über 100 Milliardäre zählt das „manager magazin“, manche werden gar nicht aufgeführt wie Arend Oetker (siehe Interview Seite 70).

► Noch nie öffnete sich die Kluft zur Normalbevölkerung so breit. Für die unteren 50 Prozent der Bevölkerung hat sich seit Jahrzehnten in puncto Einkommen kaum etwas verändert, wie neue Statistiken des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) belegen. Oben dagegen wurde kräftig dazuverdient.

„Die Lebenswelten von Ober- und Unterschicht fallen immer stärker auseinander“, sagt Renate Köcher, Chefin des Demoskopie-Instituts Allensbach. Aber woran liegt das eigentlich, denn immerhin war die alte Bundesrepublik jahrzehntlang ein Sonderfall in der kapitalistischen Welt?

Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand hier eine soziale Marktwirtschaft, die auf Ausgleich bedacht war. „Wohlstand für alle“ versprach Wirtschaftsminister Ludwig Erhard – und lieferte auch.

„Doch seit etwa Ende der neunziger Jahre erleben wir auch in Deutschland eine zunehmend sich beschleunigende Polarisierung der Einkommen“, sagt der DIW-Verteilungsforscher Markus Grabka. Vom Wirtschaftswachstum hätten „fast ausschließlich die Reichen profitiert. Und diese Entwicklung wird mit hoher Wahrscheinlichkeit weitergehen“, sagt Grabka. „Eine der zentralen Ursachen“ sieht er darin, „dass die Kapitaleinkommen beim Aufbau von Reichtum an Bedeutung gewonnen haben“.

Die Floskel, man lasse das Geld für sich arbeiten, ist so verlogen wie richtig zugleich. Verlogen, weil am Ende der ökonomischen Nahrungskette natürlich doch irgendwo Menschen ihre Arbeit verkaufen. Richtig, weil dieses Geld heute global schneller als je zuvor dorthin drängt, wo Gewinne winken.

Vermögen fließt immer da hin, wo die größten Renditen warten. Arbeit dagegen wird stets dort nachgefragt, wo sie am billigsten ist – und sie wird in Deutschland viel stärker besteuert als das Kapital, das die ganze Welt als Spielwiese begreift.



Vermögensforscher Druyen
Sammler von Milliardären



Chanel-Modenschau in Paris: „Die kulturellen

So hat die Globalisierung auch dazu geführt, dass der teure deutsche Arbeiter gegen seinen tschechischen, russischen, indischen oder chinesischen Konkurrenten oft keine Chance hat.

Die Folge: Die Oberschicht habe sich aus der Abhängigkeit von der Arbeit „gelöst“, sagt Demoskopin Köcher. „Und die Unterschicht glaubt nicht mehr daran, den Aufstieg zu schaffen.“ Das untere Viertel der Bevölkerung hat keinerlei Vermögen mehr – oft sogar nur Schulden.

Die wachsende Kluft hat ökonomische wie gesellschaftliche Ursachen: Die Löhne und Gehälter der unteren Einkommenschichten haben sich in den vergangenen zehn Jahren kaum verändert. Top-Vorstände dagegen konnten sich im gleichen Zeitraum über ein Plus von 122 Prozent freuen.

Mehr als zehn Millionen Menschen in Deutschland arbeiten heute in Teilzeit. 1986 waren es nur zwei Millionen. Die Zahl der Single- und Alleinerziehenden-Haushalte (mit eher geringem Einkommen) ist unterdessen ebenso gestiegen wie die der gutsituierten Doppelverdiener-Partnerschaften.

Weder unter Rot-Grün noch unter Schwarz-Rot oder gar Schwarz-Gelb wurde eine Vermögensteuer eingeführt. Stattdessen hat schon der SPD-Kanzler Gerhard Schröder den Spitzensatz der Einkommensteuer reduziert. Die Große Koalition unter Angela Merkel hat dann



BENOIT TESSIER / REUTERS

Bindungen zwischen Superreichen und dem Rest der Welt fransen auf beiden Seiten aus

auch noch die Abgaben auf Kapitalerträge rasiert.

Dass nicht einmal die Sozis die vermögensfreundliche Bundespolitik ändern konnten, war nach Meinung des langjährigen SPD-Fraktionschefs Peter Struck Schuld des Bundesrats. „Wir können solche Gesetze nur durchsetzen, wenn wir neben der Regierung auch die Mehrheit in der Länderkammer haben“, sagt Struck heute. In Wahrheit ließen viele seiner Parteikollegen auch deshalb die Finger von Reichensteuern, weil damit paradoxerweise die Armen weiter gefährdet worden wären. Denn die Drohung der Eliten kam reflexhaft: Dann müssen wir unsere letzten Fabriken und die Firmenzentralen gleich mit ins Ausland verlagern.

Struck erinnert sich, wie der Künzelsauer Schraubenmilliardär Reinhold Würth das komplette rot-grüne Kabinett in sein Gästehaus auf Schwanenwerder einlud, ein Inselchen im Südosten Berlins und einer der teuersten Flecken der Hauptstadt. An den Wänden hingen Werke von Baselitz, Lüpertz, Kiefer. „Wir waren wegen der Kunst da“, sagt Struck, „aber natürlich wurde auch über die Steuerreform geredet.“

Ein paar Jahre später wurde Würth wegen Steuerhinterziehung verurteilt, was ihn noch heute schimpfen lässt, weil er sich verraten fühlt als Unternehmer, Arbeitsplatzbeschaffer, Weltmarktführer, Kunstmäzen, was auch immer.

Verraten fühlen sich aber auch andere: 15,6 Prozent der Bevölkerung gelten mittlerweile als armutsgefährdet, das sind über zwölf Millionen Menschen. Armutsgefährdet ist nach einer klassischen Definition, wer weniger als 60 Prozent des gewichteten, mittleren Einkommens verdient.

Eine vierköpfige Familie rutscht demnach ins Armutsrisiko, wenn sie weniger als 1735 Euro monatlich verdient. Es ist eine Summe, mit der man in Rumänien noch zur Elite zählen würde und in weiten Teilen Afrikas das Zeug zum Stammesfürsten hätte.

Wer sagt, dass Armut moralisch a priori wertvoller ist als Vermögen?

Armut ist also eine Sache der Relationen, Reichtum aber auch.

Eine Million Euro, die Günther Jauch verquitzt, sollten heute niemanden mehr dazu verleiten, den Job hinzuschmeißen. Fünf Millionen werfen immerhin genug Zinsen ab, um davon einigermaßen sorglos das Leben genießen zu können.

Insofern ist der 22-jährige Student Pius Heinz, der Ende vergangenen Jahres beim Pokern in Las Vegas 8,7 Millionen Dollar gewann, schon einigermaßen aus

dem Schneider. Das gilt erst recht für Stefan Raab, Günther Jauch oder Dieter Bohlen, von denen jeder über die Jahre einen dreistelligen Millionenbetrag verdient haben dürfte.

Auch Heiko Hubertz hat Kasse gemacht. Er ist Gründer der Firma Bigpoint, die Online-Spiele produziert. Nach dem Verkauf von 70 Prozent seiner Firmenanteile besitzt er heute einen dreistelligen Millionenbetrag. Und nun?

Eine Zeitlang lebte Hubertz in den USA, jetzt sitzt er wieder in Hamburg, in einem großen Apartment an der Alster. Etwa alle zwei Tage überschlägt er, wie viel Geld er noch hat. „Ich rechne mir dann aus, wie viel ich täglich zur Verfügung hätte, wenn von nun an nichts mehr dazukäme.“

Hubertz geht von einer Lebenserwartung von 85 Jahren aus. Er rechnet gern. Und ihn treibt die Angst um, sein Vermögen wieder zu verlieren.

Vor ein paar Jahren ging es Bigpoint nicht so gut, ein paar neue Spiele flopten. „Als meine Freundin damals ohne Einkaufstüte losgegangen ist und im Supermarkt eine kaufte, habe ich eine Diskussion mit ihr darüber angefangen.“ Er hielt die Extratasche schlicht für Verschwendung.

Als nun der SPIEGEL anfragte, riet sie ihm davon ab, anderen von seinem Geld zu erzählen. Sie mag es nicht, wenn er in die Öffentlichkeit geht. Und sie ahnt, dass die Verteilung von Reichtum und Armut in einer Gesellschaft auch eine Sache gefühlter Gerechtigkeit ist.

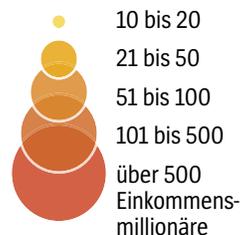
Ist es fair, dass manche Altenpflegerin nur 1753 Euro brutto im Monat bekommt, während Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann dafür nicht einmal eine Stunde arbeiten muss? Oder ist es okay, dass IG-Metall-Boss Berthold Huber 21 750 Euro brutto monatlich erhält, die Kanzlerin aber nur 15 832,79 Euro? Wenn man Huber dann als mächtigsten Gewerkschaftschef der Republik mit VW-Vorstandschef Martin Winterkorn (9,3 Millionen Euro im Jahr 2010) vergleicht, wirkt er wiederum wie ein Transferleistungsempfänger.

Doch ist Armut moralisch a priori wertvoller als Vermögen? Es ist schwer zu sagen, wo die Bewunderung über das Luxusleben der anderen endet und der Ärger über das beginnt, was eine Gesellschaft eben nicht mehr verkraftet an Gagen-, Boni- oder Gratifikationsexzessen. Aber die Schwelle hat sich in den vergangenen Jahren verschoben. Wobei der Stimmungswandel „oben“ durchaus bemerkt worden ist.

„Wenn in Umfragen rund die Hälfte der Bundesbürger am System der sozialen Marktwirtschaft zweifelt, dann ist das ein Zeichen, das wir nicht unterschätzen dürfen“, sagt René Obermann, als Telekom-Chef selbst einer der Top-Verdiener. Die

Wo das große Geld zu Hause ist

Einkommensmillionäre in deutschen Städten und Gemeinden. Die Karte zeigt die Zahl der Personen, deren Steuerbescheid für 2007 einen Gesamtbetrag der Einkünfte von mindestens einer Million Euro aufwies. Dazu zählen u. a. Arbeitseinkommen, Zinseinkünfte oder Einnahmen aus Vermietungen.



Aus Datenschutzgründen werden nur Orte mit mindestens zehn Einkommensmillionären abgebildet. Quelle: Statistische Landesämter

Einkommensmillionäre gesamt: rund 17000

2. Platz
Königstein im Taunus
174.
Jeder Einwohner ist Millionär

Gräfelfing
262.
Jeder Einwohner ist Millionär

3. Platz
Pullach im Isartal
230.
Jeder Einwohner ist Millionär

Kronberg im Taunus
298.
Jeder Einwohner ist Millionär

1. Platz
Grünwald
105.
Jeder Einwohner ist Millionär

Einkommensmillionäre in großen Städten

Jeder... Einwohner ist Millionär	Millionäre	
Düsseldorf	1537.	378
München	1586.	827
Frankfurt a. M.	1821.	362
Stuttgart	1837.	325
Hamburg	2061.	859
Berlin	5840.	585

Münsing
275.
Jeder Einwohner ist Millionär

Rottach-Egern
232.
Jeder Einwohner ist Millionär

Icking
281.
Jeder Einwohner ist Millionär

Orte mit dem höchsten Anteil an Einkommensmillionären
Aumühle
281.
Jeder Einwohner ist Millionär

DER SPIEGEL

Öffentlichkeit ist sensibler geworden, kritischer, misstrauischer.

Und die Verteilungskämpfe dürften sich noch verschärfen. Sollen die Reichen also mehr bezahlen? Über Steuern? Stiftungen? Schenkungen? Wären sie überhaupt bereit dazu?

Jenseits der Fünf-Millionen-Schallmauer enden schließlich manche Sorgen endgültig. Andere allerdings beginnen dort überhaupt erst.

Als der SPIEGEL vor 45 Jahren eine Serie veröffentlichte über „Die Reichen in Deutschland“, war hiesiges Vermögen noch übersichtlich organisiert. Die Wirtschaftswunder-Clans der Krupps, Neckermanns oder Grundigs zitterten allenfalls vor Kommunisten oder Betriebsräten, was vielen damals als identisch galt.

Heute ist die Welt ein wenig linker und grüner geworden, aber dank Internet und globalem Datenaustausch auch transparenter, und die Vermögenden müssen Widerstand und Kritik von viel mehr Seiten fürchten: miese Presse, unzufriedene Aktionäre, böses Finanzamt, gierige Politik von CDU bis zu den Grünen, falsche Freunde, echte Kriminelle, Steuerfahnder oder einfach nur den Zeitgeist.

Kein Wunder, dass drum herum mittlerweile eine komplette Angst-Industrie entstanden ist aus Krisen- und Vermögensberatern, Security-Fachleuten, PR-Schattenmännern und Juristen, die vor allem das Ziel haben, die vermögende Klientel vor Attacken aller Art zu schützen. So wird Paranoia zugleich geschürt und bekämpft.

„Geld baut Gräben zwischen mir und meinen Freunden“, schrieb die Bestsellerautorin und Neureiche Charlotte Roche in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“. Es sei „wie eine perverse, hochsüchtig machende Droge. Alle wollen es haben, aber wenn man es hat, gehen die Probleme erst los“.

Das weiß auch Thomas Druyen. Er gilt als einer der renommiertesten Vermögensforscher Europas, was nicht sonderlich schwer ist, weil es davon nur eine Handvoll gibt.

Über Hartz-Gesetze, Sozialhilfeproblematik oder Armut als solche gibt es komplette Bibliotheken. Extremer Reichtum dagegen wird nur von ein paar Leuten wie ihm erforscht. Vor fünf Jahren gründete Druyen einen Lehrstuhl für Vermögensforschung an der privaten Sigmund-Freud-Universität in Wien. Der 54-Jährige ist obendrein mit Udo Jürgens' Tochter Jenny verheiratet und lebt im Düsseldorfer Zweit- bis Drittwagenparadies Grafenberg zwischen Golfplätzen und einer Galopprennbahn.

Im Wohnzimmer seines Penthouse steht die lebensgroße Skulptur eines knallroten Schweins. Der Hausherr versichert: „Ich würde sagen, ich habe durchaus Empathie für einige Vermögende entwickelt,

ohne dabei erblindet zu sein.“ Aber natürlich müsse er auch „vorsichtig sein. Ein falscher Satz in den Medien oder ein Missverständnis, das kann viel kaputtmachen. Dann redet keiner mehr mit mir“.

Als Druyen vor zehn Jahren begann, sich fürs große Geld zu interessieren, redete auch niemand mit ihm. Mittlerweile hat er angeblich weltweit 60 Milliardäre interviewt und viele Dutzend Multimillionäre. Die Namen hält er derart geheim, dass nicht mal seine Hilfskräfte eingeweiht werden, die später die Fragebögen auswerten. Thomas Druyen blickt auf ein weites und weitgehend unerforschtes Terrain: „Dabei ist es gesellschaftlich von großer Bedeutung, was die Reichen mit ihrem Geld machen und inwiefern sie Einfluss nehmen.“

Die verrückteste Geschichte hat ihm ein Amerikaner erzählt, der sich mehrmals mit dem damaligen russischen Präsidenten Boris Jelzin traf, weil er Sibirien

Wer an dieser Stelle den Versuch einer ersten Typologie deutschen Wohlstands versuchen möchte, kommt um diese Selbstdarsteller indes gar nicht herum. Das öffentliche Reichen-Bild wird von gleich drei Prototypen bestimmt, die extremer kaum sein könnten, sozusagen „the Good, the Bad and the Ugly“ des großen Vermögens-Monopoly.

Da sind die besonders großen Wohltäter oder Rebellen, dann die besonders Bösen wie der frühere Deutsche-Post-Chef Klaus Zumwinkel und schließlich die absurden Reichtumskarikaturen, die auf RTL oder Vox halbseidene Millionärs-Dokus bevölkern dürfen.

Keine dieser drei Gruppen ist für die hiesige Vermögenspyramide wirklich exemplarisch. Alle spielen aber dennoch eine große Rolle.

Einfach, weil sie Geschichten liefern und mit ihren Geschichten in den Medien präsent sind.



Luxusimmobilie in der Hamburger HafenCity: Enklaven des Wohlstands

kaufen wollte. „Das war kein Witz“, versichert Druyen. Menschen, die so viel Geld besitzen und darüber auch noch mit den Kreml-Spitzen sprechen können, leben meist extrem abgeschottet.

Bei den Deutschen komme – so paradox das klingt – die Angst dazu, wegen des Geldes gesellschaftlich geächtet zu werden. Druyen kennt einen Multimillionär, der hierzulande in einer bescheidenen Dreizimmerwohnung lebt, in London aber eine Zweitexistenz mit teuren Autos und exklusiven Partys pflegt.

Man kann Druyens bisherige Forschungen auf einen simplen Nenner bringen: Je weniger jemand hat, desto deutlicher lässt er es raushängen. „Selbstdarsteller erlebe ich vorwiegend unter Reichen mit einem Vermögen im einstelligen Millionenbereich.“ Der Keramik-Buddha auf Druyens Kaminsims lächelt wissend.

Typisch für deutsches Geld ist viel eher das Pärchen, das sich in einem alten VW Golf so unauffällig der Sylter Top-Immobilie näherte, dass selbst der Makler zunächst wegschaute. Dann kauften sie das Objekt aber doch schnell. Für zwölf Millionen. Auf Sylt gibt's ja kaum noch ein Dixi-Klo unter einer Million.

Typisch ist auch der Besitzer jenes schmeißfliegen-metallicgrünen Porsche Cayenne S mit Rüdeshheimer Nummernschild, der auf seiner Heckklappe einen „Atomkraft? Nein danke!“-Aufkleber spazieren fährt. Einfach, weil dieses politische Statement mit germanischer Gründlichkeit schlechtes Gewissen, Nachhaltigkeitssehnsucht und Statusbewusstsein zugleich demonstriert.

Und typisch sind vor allem jene, die sich für völlig untypisch halten. Die Rede ist von der Unterschicht der Ober-

„Rotes Tuch für viele“

Arend Oetker, 72, Berliner Unternehmer und Präsident des Stifterverbandes, über Kapitalismuskritik, eigenes Vermögen und Statussymbole

SPIEGEL: Herr Oetker, Sie haben sich etliche Wochen hindurch überlegt, ob Sie mit dem SPIEGEL über Reichtum plaudern wollen. Warum so zögerlich?

Oetker: Ihr Magazin gilt ja berechtigterweise als besonders kritisch. Das Gute angemessen zu loben fällt Ihnen schwer. Die Stimmung im Land hat sich seit Beginn der Finanzkrise aufgeheizt. Deshalb finde ich auch, dass man sich den aktuellen Debatten stellen muss, obwohl meine Familie, was mich betrifft, anderer Meinung ist.

SPIEGEL: Wie erleben Sie die aktuelle Kapitalismuskritik?

Oetker: Zwiespältig. Einerseits verstehe ich, dass die Leute sich über hohe Boni oder Finanzprodukte erregen, die niemand mehr versteht. Andererseits wird dabei das Unternehmertum in Sippenhaft genommen. Wenn Sie die Leute ganz abstrakt nach ihrer Meinung zum Kapitalismus fragen, bekommen Sie immer negative Mehrheiten. Schon der Begriff ist ein rotes Tuch für viele. Je konkreter man sie aber nach den Zuständen in ihrer eigenen Umgebung fragt, zumal in ihrer Firma, umso freundlicher werden die Stimmen dann wieder.

SPIEGEL: Auch wenn es den Deutschen im internationalen Vergleich sehr gut geht, werden doch auch hierzulande viele Ungerechtigkeiten wahrgenommen.

Oetker: Die Akzeptanz der Marktwirtschaft erodiert, das beobachte ich auch. Und ich halte das für fatal, denn sie ist nun mal das System, das mit seinem Wettbewerbsgedanken im sozialen Kontext den größten Fortschritt für alle verspricht. Oder will irgendjemand in eine Planwirtschaft zurück? Wir schauen voller Argwohn auf den Finanzkapitalismus britischer und amerikanischer Prägung, der Exzesse provoziert, ohne den wir aber auch nicht mehr auskämen.

SPIEGEL: Sie gehören zu den reichsten Unternehmern des Landes. Die werden nun mal immer reicher.

Oetker: Ich sehe mich selbst nicht in dieser Liga. Viele Menschen haben während der Finanzkrise auch große Summen verloren. Und vergangenes Jahr hat Deutschland einen allgemeinen Wertzuwachs erlebt, von dem am Ende alle profitieren. Im Übrigen definiere ich Reich-

tum nicht nur finanziell. Es gibt auch einen Reichtum an Wissen.

SPIEGEL: Bei den unteren Schichten kommt von allem weniger an.

Oetker: Die soziale Gesetzgebung in Deutschland ist so ausgefeilt, dass ich nicht das Gefühl habe, größere Teile der Bevölkerung würden vom Wohlstand abgeschnitten oder wirklich in Armut leben. Es mag Einzelfälle geben, auch Orte, auch ländliche Regionen, die Probleme haben. Mein Verständnis von sozialer Marktwirtschaft ist, dass wir alle in ei-



HANS CHRISTIAN PLAMBECK

Familienunternehmer Oetker

„Die Steuern sind hoch genug“

nem Boot sitzen – Regierung und Gewerkschaften, Arbeitnehmer und -geber. Wirtschaft so zu steuern, dass jeder einen gerechten Teil des Kuchens bekommt, ist ein permanenter Verhandlungsprozess, aber in Deutschland auch ein immer noch gut funktionierender. Natürlich hat Vermögen etwas mit der Herkunft und Verwendung von Mitteln zu tun, aber eben auch mit unternehmerischem Geschick. Meine Maxime war immer: „Was du ererbst von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“

SPIEGEL: Man müsste nicht bis zu Goethe zurückblättern. Im Grundgesetz heißt es in Artikel 14 wunderbar schlicht: „Eigentum verpflichtet.“

Oetker: Eine gute Formulierung. Da muss jetzt auch mal der Begriff „Mittelstand“ fallen, dem die Bundesrepublik einen Großteil ihres Wohlstands verdankt. Das entspricht auch meinem Selbstverständ-

nis: dass ich als Familienunternehmer in der Mitte der Gesellschaft stehe. Und dass ich dort immer auch Verantwortung trage – wirtschaftlich, politisch, sozial und kulturell. Ich empfinde mich da durchaus auch als Treuhänder zwischen den Generationen.

SPIEGEL: Obwohl Sie in keinem Reichen-Ranking auftauchen, dürften Sie längst Milliardär sein angesichts von Beteiligungen am Marmeladenladen Schwartau, dem Saatguthersteller KWS und vielen anderen Firmen. Zugleich sollen Sie von Steuerschlupflöchern profitiert haben, weil ein Großteil Ihrer Geschäfte über eine Schweizer Holding gesteuert wird.

Oetker: Ich bin und bleibe deutscher Steuerzahler. Da passt Bundesfinanzminister Schäuble schon auf. Aber natürlich versuche ich, meine steuerlichen Abgaben zu optimieren. Das wird in regelmäßigen Betriebsprüfungen genau kontrolliert, inklusive meines privaten Bereichs.

SPIEGEL: Würden Sie höhere Steuern akzeptieren, etwa auf Spitzeneinkommen, Erbschaften oder Kapitalgeschäfte?

Oetker: Nein. Ich bin kein Anhänger solcher Initiativen und finde durchaus, dass die Steuern für Unternehmer in Deutschland hoch genug sind. Man kann darüber hinaus ja auch auf freiwilliger Basis viel Gutes tun.

SPIEGEL: Sie sind unter anderem Präsident des Stifterverbandes. Warum haben ausgerechnet Sie keine eigene Stiftung?

Oetker: Das stimmt nicht: Ich habe viele gemeinnützige Stiftungen mit anderen gegründet, nur tragen die nicht meinen Namen. Es macht mir Freude zu sehen, wie viel dann für die Projekte in Forschung, Bildung und Kultur zusammenkommt.

SPIEGEL: Selbst Fußballer und TV-Sternchen gründen heute Stiftungen.

Oetker: Das ist doch wunderbar! Auch wenn manche Projekte eher mit Eitelkeit und Selbstvermarktung zu tun haben, fließt doch immer auch Geld in sinnvolle Projekte. Zum Beispiel stiften die aus dem Streben nach Bedeutung heraus erbauten Geschlechtertürme in San Gimignano oder die Kirchtürme in Lübeck heute noch Werte für die Gesellschaft.

SPIEGEL: Stiftern wird in Deutschland gern vorgeworfen, dass sie entweder



VALÉRY HACHE / AFP

Yachten im Hafen von Monaco: „Reiche, die was auf sich halten, zeigen den Reichtum wenig“

Steuern sparen oder ihre Hobbys finanzieren wollen.

Oetker: Wenn jemand, der sein Kind verloren hat, medizinische Forschung mit Hilfe einer Stiftung fördern möchte, halte ich das für naheliegend und völlig legitim. Da finden Eigeninteresse und Gemeinwohl im besten Sinne zusammen. Und steuerliche Anreize fördern nun mal auch die Großzügigkeit.

SPIEGEL: Wie schauen die Bundesbürger auf Reichtum?

Oetker: Sie achten schon auf den Lebensstil. Reiche, die was auf sich halten, zeigen den Reichtum wenig. Die Bundesrepublik ist ein Autoland, also wird zuerst geschaut: Was für ein Auto fährt jemand? Die Zahl der Rolls-Royce im Land hält sich ja in Grenzen.

SPIEGEL: Was fahren Sie?

Oetker: Ich habe nichts Protziges. Neuerdings testen wir einen Elektro-Smart. Man muss ja mitreden können. Ich bin auch sehr gern im Zug unterwegs.

SPIEGEL: Haben es Ihre Kinder schwerer oder leichter aufgrund des Reichtums?

Oetker: Beides. Natürlich werden ihnen manche Dinge leichter gemacht. Vielleicht werden sie manchmal bevorzugt. Es ist egal, wie ich das finde, denn es ist nicht zu ändern. Andererseits werden sie auch besonders kritisch beäugt oder wurden zum Beispiel in der Schule gehänselt. Mein jüngster Sohn war gerade wochenlang mit rumpeligen Bussen in Südamerika unterwegs. Ein anderer hat Sozialdienst gemacht in einem Kreuzberger Kindergarten. Betriebswirt ist bisher keiner dabei. Vielleicht kommt das noch.

INTERVIEW: THOMAS TUMA

schicht. Denn die Elite des obersten Prozents der deutschen Bevölkerung beginnt heute bereits bei einem Bruttojahreseinkommen von rund 120 000 Euro.

Für eine alleinerziehende Mutter, die ihre drei Kinder mit zwei Aushilfsjobs ernähren muss, ist das eine atemberaubend hohe Summe. Menschen in dieser Einkommenskategorie halten sich indes für vieles, aber selten für Elite. Sie müssen ihr Haus abzahlen, den SUV oder das Auslandsstudium der Kinder. Reich?

Das sind immer die anderen: die mittelständischen Unternehmen etwa. Hunderte Weltmarktführer, die kaum einer kennt. Otto Bock aus Duderstadt setzt mit Prothesen 580 Millionen Euro jährlich um. In Bad Waldsee sitzt die Hymer AG, die mit Wohnmobilen rund 790 Millionen macht – und, und ...

Der Hotelier Dietmar Müller-Elmau passt überraschenderweise in viele Schubladen. Er ist Unternehmer, Gründer und Erbe zugleich. Für lange Zeit war er schwarzes Schaf und schließlich letzte Hoffnung seiner Familie. Ein Traditionalist und Neureicher in Personalunion – und das alles auf eine doch sehr, sehr deutsche Weise.

Müller-Elmaus Großvater, ein kulturprotestantisch verstrahlter Wanderprediger, hatte das Schlosshotel im Talkessel hinter Garmisch 1916 eröffnet, finanziert von einer ihm zugetanen Gräfin. Weil er nicht das Geld hatte, auch noch Angestellte zu bezahlen, wurden die höheren Töch-

ter der eigenen Gäste saisonweise als „Helferinnen“ rekrutiert, was man heute wohl eine Win-win-Situation nennen würde.

Schloss Elmau hatte überschaubare Kosten und dank der Praktikantinnen aus gutem Haus schnell den Ruf weg, das kultivierteste und vor allem attraktivste Personal im ganzen Land zu haben. Die jungen Damen der Gesellschaft konnten fernab von zu Hause ein Netz aus Bekanntschaften knüpfen, lernten aber offenbar auch alle Schattierungen des Begriffs „Dienst am Kunden“ kennen.

Für viele Gäste wurde das Schloss so eine Art Heiratsmarkt, den man auch als

„Alle wollten mein Geld, aber nicht meine Ideen“, sagt der Erbe, der zum Gründer wurde.

intellektuell verbrämten Eskortservice missverstehen konnte, wenn sich abends beim Quadrille-Tanz wieder Jung und Alt näherten. Dietmar Müller-Elmau hat diese Melange aus schwüler Bigotterie, blasierter Scheinheiligkeit und Ständedünkel früh verachten gelernt, diesen verhängnisvoll antizivilisatorischen Imperativ des deutschen Bildungsbürgertums.

„Ich habe hier permanent Sabotage betrieben“, erinnert er sich an seine Jugend, als er gern mal pünktlich zu abendlichen Konzerten die Sicherungen rausschraubte. „Hier mussten alle im Gemeinsinn denken. Ich habe es so gehasst.“

Nach dem Abitur entfloh er der Enge der Familie. „Und ich wollte niemals zurückkehren.“ Erst zog er nach München



Video: Thomas Tuma über die Eigenheiten wahren Reichtums
Für Smartphone-Benutzer:
Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.



HERMANN BREDEHORST

Millionärsmesse in München: Reich? Das sind immer die anderen

zum Studium, dann in die USA, wo er zwei Jahre lang unter anderem Computerwissenschaften studierte, bevor er ein weiteres Jahr in Indien verbrachte.

Mitte der achtziger Jahre stand er „mit nichts auf der Straße“, hatte Schulden, eine Scheidung zu verkraften und drei Kinder zu versorgen.

Trotzdem war ihm Freiheit wichtiger als Geld: Das einzige Bewerbungsgespräch seines Lebens, daran erinnert er sich genau, fand 1984 bei CompuNet statt.

„Was wollen Sie verdienen?“, wurde er gefragt.

„20 000 im Monat“, sagte Müller-Elmau. „Wir geben Ihnen 2000.“

Da verabschiedete sich der Bewerber. „Ich wollte nicht, dass mir irgendjemand je wieder sagt, was ich wert bin.“

Danach gründete er mit Bekannten selbst eine Firma. Fidelio, eine Software fürs Hotelmanagement, ließ das kleine Unternehmen derart schnell und global wachsen, dass Müller-Elmau sich bald wieder fremdbestimmt fühlte.

Der Verkauf der Firma, an der er die Mehrheit hielt, brachte einen satten zweistelligen Millionenbetrag. Dietmar Müller-Elmau hält noch immer einige Aktien, aber schon damals, 1996, konnte er sich erstmals wirklich reich fühlen.

Ihm selbst bedeutete das Geld allerdings weit weniger als seiner ihm teils verhassten Sippe, die zu Hause zu kämpfen hatte, das Hotel am Leben zu halten: „Alle wollten mein Geld, aber nicht meine Ideen.“ Gierig waren sie in Elmau schon früher.

Ein jahrelanger Kleinkrieg begann, Gerichte wurden bemüht, „es war die absolute Hölle“, bis im August 2005 alles in Flammen aufging. Der Brand brach ausgerechnet im Zimmer von Müller-Elmaus verhasstem Onkel aus, der einst auf Lebenszeit als Hotelchef inthronisiert worden war und für das alte Sektiererregime stand.

Zwölf Stunden lang brannte Deutschlands Zauberberg. Es war das Ende. Es wurde ein Anfang.

„Ohne den Brand hätte ich keine Chance gehabt“, sagt Müller-Elmau. Nun aber konnte er mit seinen eigenen und den Millionen der Versicherung alles neu und so gestalten, wie es ihm gefiel – ohne die Gemeinschaftsdiktatur der alten Zehnertische, ohne die einstigen „Helferinnen“, aber auch ohne einen Großteil des alten Publikums, das Elmau seither meidet.

Erst ein Jahr nach der Feuersbrunst wurden auch die Familienkräche beigelegt. Dietmar Müller-Elmau übernahm endgültig die Mehrheit des Hotels, dem er kosmopolitische Eleganz verordnete, Lust an Luxus – und vor allem Freiheit, die er seiner neuen Gästefamilie vermitteln möchte, die sich erst finden muss.

Schon eine Gesichtsbildung für Kinder schlägt heute mit 83 Euro zu Buche. Wer sich das leistet, kann nicht arm sein. Dennoch wurden anfangs fast alle hoteleigenen Bademäntel geklaut. Mittlerweile halten sich Diebstähle und Käufe immerhin die Waage.

Dietmar Müller-Elmau hat ein Erbe angetreten, aber er ist stolz auf die Tat-

sache, dass er seine Anteile „selbst erworben“ hat. Eine weitere, noch luxuriösere Fünf-Sterne-Dependance soll irgendwann Suiten bis zu einer Größe von 200 Quadratmetern bieten. 40 Zimmer für 20 Millionen Euro. Der Star-Architekt Matteo Thun plant für Müller-Elmau in der Nachbarschaft ein zusätzliches Drei-Sterne-Hotel.

„Wenn ich jemals scheitern sollte, dann will ich mir wenigstens sagen können, dass ich zu weit gesprungen bin, nicht zu kurz.“ Seine sechs Kinder seien da viel risikoscheuer. Vererben will er ihnen nichts.

Wenn die später einsteigen möchten, sollen sie sich alles erkaufen, so wie er selbst es gemacht hat.

Armut? Geld? Wer Müller-Elmaus Geschichte kennengelernt hat, versteht vielleicht seine Verständnislosigkeit, wenn Reichtum mal wieder nur über Cash definiert wird. All seinen Kindern versucht er, diese Art zu denken abzugewöhnen.

Was Vermögen angeht, hat er ihnen klargemacht: „Die Nachteile relativieren die Vorteile.“

MARKUS DETTMER, KATRIN ELGER, MARTIN U. MÜLLER, THOMAS TUMA

Lesen Sie im nächsten Heft:



Das Image der deutschen Geldelite wird von drei Reichtypen dominiert: den Wohltätern, den bösen Jungs und den Neureichen-Karikaturen.